

# Über die Ohnmacht der Ethik

## Die Autonomie der Person vollzieht sich in den Beziehungen zum anderen

Vortrag von Prof. Dr. Erny Gillen anlässlich des Symposiums Inklusion-Exklusion  
am 20. Juli 2001 in Freiburg

No statement says all that could be said ...  
No programme accomplishes the Church's  
mission.  
No set of goals and objectives includes  
everything.

We cannot do everything,  
And there is a sense of liberation in realising  
that.  
This enables us to do something,  
And to do it very well.

(Oscar Romero)

Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut  
ist / und was der Herr von dir erwartet:

Nichts anderes als dies: Recht tun, / Güte  
und Treue lieben, / in Ehrfurcht den Weg  
gehen mit deinem Gott.

(Micha 6, 8)

### 0. Hinführung

Der Mensch hat es in sich. Jeder Mensch hat es in sich. Als Mann und Frau strebt er über sich hinaus. Der Mensch, "das noch nicht festgestellte Tier" <sup>1</sup>, wie Helmuth Plessner sich auszudrücken pflegte, ist grundsätzlich und als einzelner unbestimmbar. Diese seine Unbestimmbarkeit ist kein Konstruktionsfehler, sondern gehört zum Konstitutiven des Menschen selber. Seine grundsätzliche Offenheit für immer Neues und immer Anderes machen ihn und seine Geschichte aus.

Selbst nach der Entschlüsselung des menschlichen Gens, wie es das "Human Genome" Dekodierungsprogramm anstrebt, ist wohl sein Genom entschlüsselt, nicht aber er selbst als geschichts- und beziehungsfähiger Mensch. Die Vielfalt und Kombinationsfähigkeit seiner Anlagen und geschichtlichen Konkretisierungen können nicht eingefangen, programmiert oder gar vorprogrammiert werden. Der Mensch bleibt immer wieder für eine Überraschung gut.

Weil der Mensch aber nicht sein kann wie Gott, ohne sich selber als Mensch dabei zu verlieren, muss er trotz oder vielleicht wegen seiner Begrenztheit seinen überdimensionierten Handlungsspielraum selber kreativ gestalten. Dies tut er nach dualistischer Manier, indem er einschließt und ausschließt, nach den Mustern von Inklusion und Exklusion. Sie hören es, meine Damen und Herren, Ursula Geißner wünscht sich am Ende ihrer beruflichen akademischen Laufbahn als Thema für dieses Symposium kein Randgebiet in der Anthropologie oder des Lebens überhaupt, sondern sie holt, wie wohl auch nicht anders zu erwarten war, den Rand ins Zentrum, oder anders formuliert, sie greift das Zentrum des Menschen, sein Menschsein vom Rande her auf. Als Grenzgängerin hat sie biografisch und wissenschaftlich immer wieder gewusst und verstanden, Menschen und ihre Lebenssituationen so auszuloten, dass der Mensch nicht in der Mitte ihrer exklusiven Gedanken als Ganzer und als Einzelner verloren ging. Er stand und steht in der Mitte ihrer denkerischen und lebenspraktischen Anstrengungen. Wegen der angeschlagenen, an den Rand ihrer Existenz gedrängten kranken und sterbenden Menschen hat sie sich zuletzt als Lehrerin bei denen eingesetzt, die die Pflege zu ihrem Beruf gemacht haben.

Die permanente Menschwerdung des Menschen stellt diesen zwar vor viele Rätsel und Fragen, die er wohl mit Freiheit und aus Vernunft heraus beantworten muss, doch wird keine Antwort je in der Lage sein, das Mysterium Mensch vollständig auszuschöpfen. Das Streben über sich hinaus macht ihn geschichts- und zukunfts-fähig. Seine Weltoffenheit und Transzendenz weisen über seine Kontingenz und Kreatürlichkeit hinaus auf eine Bestimmung, die ihn selber als Menschen übertrifft. Unabhängig von jedem Glauben sehen die Philosophen in dieser Fähigkeit des Menschen, sich selber je und je zu übersteigen und zu überbieten, den Ansatz für die natürliche Gotteserkenntnis, wobei Gott hier lediglich als Chiffre für die grundsätzliche Offenheit und Unbestimmbarkeit des Menschen steht. Ob dieser natürliche Gott nun ein Produkt menschlicher Kreativität ist oder gerade umgekehrt Gott am Ursprung dieses weltoffenen Wesens Mensch steht, spielt in diesem Zusammenhang nicht einmal eine Rolle. Über das Phänomen der grundsätzlichen Unbestimmbarkeit oder Weltoffenheit des Menschen gibt es keine ernsthafte Auseinandersetzung unter den Philosophen. Problematisiert wird heute eher die faktische oder anerzogene Begrenzung menschlicher Freiheit.

Dort, wo der Mensch mittels seiner Vernunft und gestalterischen Freiheit seinen und der anderen Menschen Lebensraum organisiert, kommt er nicht umhin, Grenzen zu ziehen, um so das Meer der quasi unendlichen Möglichkeiten überschaubar und lebbar zu machen.

---

<sup>1</sup> Plessner Helmut in: **XXX**

Wegen seiner Grenze ziehenden Freiheit und Vernunft kommt dem Menschen eine schöpferische Verantwortung zu, die ihn, christlich gesprochen, zum Ebenbild Gottes macht. Anders und in Abgrenzung zu Gott, der im Grenzenlosen seinen Raum und sich selber entwickeln kann, teilt der Mensch auf, schafft sich überschaubare Lebenseinheiten und beherrscht so das geschaffene Feld.

Das Instrument für seine Lebensorganisation wird klassischerweise als Moral oder Politik bezeichnet. Die nahezu unendlich gestaltbare Wirklichkeit wird mit Sollens-Grenzen, Normen und Regeln strukturiert und umstrukturiert. Die Moral steht also, ob sie es will oder nicht, mit am Ursprung von Inklusion und Exklusion. Ihre Normen und Regeln schließen ein und schließen aus. Ihre Differenz zwischen richtig und falsch, gut und böse, ermöglicht und verursacht Einschluss und Ausschluss. Und die verschiedenen Moralen bleiben ein beredtes Zeugnis für die zahlreichen Welt- und Menschenbilder, die als Moral-stiftende Kräfte die Welt des Ein- und Ausgrenzens erst schaffen. Diese auf den ersten Blick düstere Rolle der Moral hat gerade in der Aufklärung bis in die heutige Moderne oder Postmoderne hinein zu vielen moralkritischen Aussagen und Überlegungen geführt. Die für Moral stehenden Institutionen wurden zu kultur- und menschenfeindlichen Einrichtungen erklärt. Doch auch eine der großen Gegenbewegungen etwa in der Erkämpfung der Bürger- und Menschenrechte zeigt in ihrer bereits heute absehbaren Wirkgeschichte, dass auch sie in die Falle von Inklusion und Exklusion tappte. *Unsere* Menschenrechte sind nicht die Menschenrechte der arabischen oder asiatischen Kulturen. *Ihre* Menschenrechte decken sich nicht mit unseren. Und dass gar auch Menschenrechte grundsätzlich verhandelbar sind, wurde spätestens überdeutlich bei der kürzlichen Entwicklung der Charta der fundamentalen Rechte wie sie die Europäische Union in Nizza im Dezember vergangenen Jahres verabschiedet hat.

Wenn wir bei der Frage um Inklusion und Exklusion also nicht um die eine oder die andere oder gar dritte Moral herumkommen, werden wir notwendigerweise auf den Moral produzierenden Menschen selber und auf die Strukturelemente jeder Moral zurückgeworfen. Damit ergibt sich denn auch die Strukturierung meines heutigen Beitrags: Zuerst will ich den Menschen als moralfähiges und Moral produzierendes Wesen in den Blick nehmen. Dann widme ich mich der Ethik als einer Art Grammatik oder Einmaleins der moralischen Fähigkeit des Menschen, und versuche im letzten Teil eine christliche Antwort zu formulieren, wie der Dualismus in den Personen, die Moral produzieren und durchsetzen, trinitarisch "aufgehoben" werden kann.

## **1. Der Mensch und seine Moral**

Wir gehen hier – das dürfte deutlich geworden sein – davon aus, dass der Mensch der Zimmermann seiner eigenen Moral ist. Er organisiert und gestaltet seinen Lebensraum mittels moralischer Normen und Formen. In einer aufgeklärten Welt gibt es kein Zurück hinter das kantsche "Sapere aude". Ob nun die Natur des Menschen, seine Vernunft, seine Person oder sein Wille zur Selbstbestimmung Quelle und Ursprung seines moralisch-schaffenden Tuns sind, ändert an der Grundaussage wenig: der Mensch ist nicht nur *vor* den Normen verantwortlich, sondern auch *für* seine Normen.

Diese Meta-Verantwortung für die Moral selber stellt den Einzelnen und ganze Gesellschaften unter zeitgeschichtlicher Rücksicht in unterschiedliche Positionen. Entsprechend der entwicklungspsychologischen Analogie zwischen der piaget-schen Unterscheidung zwischen **moralischem Realismus** und **autonomer Moral** bzw. der Kohlbergschen Unterscheidung zwischen vor-konventioneller und nach-konventioneller Moral<sup>2</sup> befindet sich der Mensch einmal *vor* den Normen, die er oder seine Vorgänger selber gesetzt haben, und das andere Mal entdeckt er sich als *Produzent* neuer und Veränderer alter Normen. Diese zwei unterschiedlichen Funktionen, die der Mensch gegenüber der Moral einnimmt und bisweilen als Paradox erleben mag, schließen sich keineswegs aus, sondern sind zeitlich unterschiedliche Herausforderungen. In seiner sich je und je festlegenden Freiheit entscheidet der Mensch, ob er die vorgefundenen Normen annimmt und sich zueigen macht, oder ob er seine Freiheit anders herum festlegt und einen neuen Sollenssatz formuliert. In der Entscheidungssituation jedenfalls kommt er nicht um das Festlegen seiner Freiheit als Selbstverpflichtung herum.

Hat er sich nun in seiner Freiheit entschieden und festgelegt, dann zieht der Mensch, ob er will oder nicht, für sich und teilweise für andere, eine Grenze zwischen Richtig und Falsch, Gut und Böse. Er teilt die Welt auf, um selber handlungsfähig zu bleiben. Er organisiert oder reorganisiert sich seine Wirklichkeit. Die Grenzziehung, die er für sein Leben und das Leben seiner Gesellschaft vornimmt, betreffen zwar in der Regel die *Sachwelt*, schließen teilweise aber auch Menschen, die sich mit der einen oder anderen Seite der Grenzziehung identifizieren, ein oder dann aus. Achtet man die fundamentalste aller denkbar moralischen Normen, nämlich die Gleichheit aller Menschen, kann man nicht widerspruchsfrei die eigene Moral gegenüber anderen verabsolutieren. Diese einfache aber unerlässliche Grundregel aller denkbaren Moralsysteme schließt das Inklusion-Exklusion-Prinzip gegenüber anderen *Personen* aus. Die kantsche Variante hierzu lautet: "Handle so, dass die Maxime deines

---

<sup>2</sup> Kohlberg, ? in XXX

Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne" <sup>3</sup>. Damit sind die verschiedenen Personen sich einander stets definitiv entzogen und verweisen damit noch einmal auf die Unverfügbarkeit des Einzelnen und damit schließlich auf das Geheimnis Mensch.

So verstanden gleitet der Mensch, wenn er zu Verstand und Vernunft gekommen und seiner eigenen Moral Herr geworden ist, in seine unhintergehbare Einsamkeit. Diese letzte einsame Bastion des Menschseins, seine Mitte, wird von manchen mit dem Begriff des Gewissens umschrieben. In ihm findet oder verliert er sein Gleichgewicht, ja sich selber. In seiner Freiheitsgeschichte wird das Gewissen ihm zum Schlussstein. Mit ihm steht und fällt der Mensch als Mensch. Als Anker seiner Identität hält es ihn im Lot und damit bei sich selber. Diese grundsätzliche Einsamkeit teilt der Mensch mit allen Menschen. Dort, wo er diese lebt und akzeptiert, wird er auch andere Meinungen und Überzeugungen zulassen können, ohne selber dadurch ins Wanken zu geraten.

Dort, wo er seine Gewissenseinsamkeit mit anderen in korporativen oder kollektiven Moralsystemen teilt, mag er als Einzelner wohl Trost und Solidarität finden, seine Identität aber wird er nicht vollständig in der Gruppe oder in der Gesellschaft auflösen können. In seiner letzten Einsamkeit und gleichzeitigen Transzendenz bleibt ihm nur Gott als derjenige, der ihm seinen Horizont gespannt hat. Die Juden und die Christen glauben nicht einfach an den Gott der Philosophen, der das Zelt der Menschen gespannt hat, sondern an einen aus sich herausgehenden, sich selbst offenbarenden persönlichen Gott. Damit wird Gott dem Menschen gegenüber selbstredend als der ganz Andere erfahrbar. Er gibt sich zu erkennen als guter und liebender Gott, der nicht aus der anonymen Kälte des ungreifbaren Jenseits Menschen in die Welt geworfen hat, wie Jean-Paul Sartre sich auszudrücken pflegte, sondern gerade umgekehrt als "Gott mit uns", als der "Ich-bin- da" (Exodus 3, 14), der selber im Zelt, der Bundeslade, als Ort der Gottesbegegnung unter den Menschen wohnt. Die Welt, ja die eigene Einsamkeit, wird somit zur eigentlichen Heimat und Geborgenheit des Menschen und aller Menschen.

In seiner Entscheidung – anders als in der Wahl – legt der Mensch sich in und mit seiner Freiheit für den nächsten Schritt seines Lebens fest. In der Entscheidung bestimmt er sich selbst: er wird neu für die nächsten Schritte Mensch. Der Menschwerdungsprozess des Menschen schlängelt sich durch die engen Mäandern aktueller und vergangener

---

<sup>3</sup> Kant: KpV A54 in: Hunold G. W.; Laubach T., Greis A. (Hrsg.): Theologische Ethik. Ein Werkbuch; UTB für Wissenschaft, Reihe Theologie, Francke Verlag Tübingen und Basel 2000; ISBN 3-8252-1966-6 (304).

Entscheidungen seiner eigenen Freiheit. Gewollt oder ungewollt, glücklich oder unglücklich entkommt er dem Fluss, dem Drang seiner Freiheit und deren Geschichte nicht. Ob er sich nun lieber in den alten Gewässern vergangener Freiheitsentscheidungen tummelt und wohlfühlt, oder lieber in den stürmischen, bisweilen reißenden Gewässern aufhält, die nach neuen Wegen und Durchbrüchen suchen, kann Ausdruck seiner Charaktereigenschaft sein, oder aber der schlichte Ausdruck einer bestimmten biografischen Phase seines Lebens. Der Fluss seiner Freiheit und seiner Freiheitsgeschichte hinterlässt Spuren und Täler, die - mit Blick auf seine Vergangenheit - seinen Lebensweg und oftmals seine Lebensanstrengungen markieren. Diese beinhalten richtungsweisende Normen für seine Zukunft. Dabei hat sich manches dermaßen eingeschliffen und festgelegt, dass der bloße Gedanke, es noch abändern zu können, bereits jenseits aller Vorstellungskraft liegt.

Auch wenn es, wie gesagt, zutrifft, dass sich die Freiheit paradoxerweise dort manifestiert, wo sie sich selbstbestimmt festlegt, wird man ihre Kraft, ihre prinzipielle Offenheit und Unbestimmtheit dennoch nicht unterschätzen dürfen. Die Identität des Menschen kann sich ja gerade auch, und vielleicht sogar besonders dort zeigen, wo er seine radikale Umkehr beschließt. Viele Heiligengeschichten beziehen ihre Spannung gerade aus solchen Bekehrungsszenen. Die Heiligen verändern ihr Leben radikal. Grenzen wie Krankheit oder Verlust im Leben stellen manchen Menschen vor die quälende Alternative, seinen Lebensstil - und das ist nur ein anderes Wort für seine Moral - grundsätzlich zu überdenken, ja zu ändern. Vielleicht ist ja gerade deswegen das Krankenhaus ein überschaubares Laboratorium für moral-provozierende Unwegsamkeiten und Widerfahrnisse, ebenso wie für moral-verändernde, urgewaltige, ungeahnte Kräfte des Menschen. Gerade an den Grenzen seiner Gesundheit und seines Lebens erwachen ungeahnte schöpferische Kräfte für eine andere Zukunft. Lassen Sie mich hinzufügen, dass auch die Sozialarbeit ihr stiftendes Moment in solchen Lebenskrisen von Menschen findet. Ein Bruch mit der Vergangenheit, ein Bruch mit der aktuellen Legalität, ein Bruch mit den heutigen Gepflogenheiten und Traditionen, ein Bruch mit der Arbeit und einem Einkommen wirft immer wieder Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Behinderte und ältere Menschen aus den Bahnen der Normalität. Hier ist dann die Sozialarbeit in ihrer integrativen, orientierenden, heilenden oder lindernden Funktion gefragt. Ähnlich wie im Krankenhaus werden auch von der Sozialarbeit vordringlich Symptome behandelt, wenn nicht sogar bekämpft, während die Ursachen allzu häufig nicht einmal in den Blick genommen werden. Gerade dort, wo Krankheit oder soziale Devianz nicht nur einfachhin als Unfall, als ein akzidentelles Geschehen verstanden werden, könnte moralische, ja mehr noch ethische Kompetenz eine heuristische Funktion in Kranken- und

Sozialpflege bekommen, und dies nicht nur für die viel zu oft im Mittelpunkt des Interesses stehenden Grenzsituationen, sondern auch für die Mitte des Lebens selber.

Kommen wir nach diesem kurzen Ausschweifer wieder zurück zum entscheidungsfähigen und Entscheidungen fällenden Menschen zurück. In letzter Einsamkeit legt er seine Freiheit fest. Diese Festlegung, vor der er frei ist, wird in der deutschen Philosophie – wenn auch zumeist nicht in der Alltagssprache – mit dem Konzept des Sollens beschrieben. "Sollen" wird hier verstanden als Ausdruck der Selbstbestimmung. Der autonome Mensch sagt sich selber, was er tun oder lassen soll. Er setzt sich seine Orientierungsmarken, die ihn dann, insofern er seine Freiheitsentscheidung und -geschichte aufrecht erhalten will, orientieren sollen. Dass gerade heute die so hoch gehaltene Freiheit des Menschen das innere Verständnis des Organisationsprinzips der Freiheit selbst so übertüncht, dass es gar bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wird, ist aus philosophischer Warte besorgniserregend. Eine nicht selbst festgelegte Freiheit ist dem Risiko der Fremdbestimmung in hohem Maße ausgesetzt. Erst, wenn ich die Karte der lebhaften Möglichkeiten nach meinem Norden ausrichte, werden sich mir gangbare Wege erschließen. Was nutzt mir das modernste Global Positioning System (GPS) mit allen denkbaren Koordinaten, wenn ich mir kein Ziel, kein Telos, gesetzt habe. Die griechischen Philosophen sahen gerade in der teleologischen Festlegung des Menschen dessen Spezifikum, und dies im Vergleich zu der Tier-, der Pflanzen- und der organischen Welt. Das ziellose Herumtreiben des Menschen mag wohl Abenteuer bescheren und lustbefriedigend sein, die Autonomie des Menschen jedenfalls stärkt es nicht. Der immer lauter werdende Ruf nach mehr Autorität, und das heißt doch wohl Fremdbestimmung, macht allzu deutlich, dass viele der Gestaltung ihrer Freiheit als Entwicklungsprojekt einer nachhaltigen Zukunft nicht gewachsen sind. Dort, wo der Ruf nach Autorität als Ruf nach Erziehung zur Freiheit verstanden wird, schreibt er sich in die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Moralen selber ein, und bleibt dementsprechend verantwortlich. Dort, wo dieser Ruf aber verstanden wird als ein Ruf nach der richtigen Moral für alle, lädt er gefährlich dazu ein, die Verantwortung des Einzelnen durch dessen Gehorsam zu ersetzen. Gerade diese unheilvolle Erfahrung sollten wir in Ihrem Land und in der Katholischen Kirche nicht wiederholen müssen.

Wenn der Mensch also nicht um seine Moral herumkommt, ohne sich selbst als autonomes Subjekt aufzugeben, dann sollten wir uns nun im zweiten Teil dieses Vortrages der Moral als Phänomen und der Ethik als dessen beschreibenden Wissenschaft zuwenden.

## **2. Moral unter ethischer Analyse**

Wenn die Moral hier als Ausdruck der lebensweltlichen Gestaltung des Menschen angesehen wird, dann wird Ethik als Reflexion dieses Ausdrucks verstanden. Die Ethik als wissenschaftliche Disziplin setzt die Moral – der Sache nach und in meinem Sprachgebrauch – als deren Gegenstand voraus. Ähnlich wie die sprachphilosophischen Ansätze analysiert, reflektiert und bespricht die Ethik die vorhandenen Ausdrücke moralischen Lebens mit dem Ziel, die Moral besser zu verstehen, ggf. von Widersprüchen zu säubern, aber sicher nicht, um selber zu einer neuen Moral zu werden. So wie die Philosophie von Ludwig Wittgenstein, dessen 50. Todestag wir dieses Jahr begangen haben, das sprachliche Phänomen in den Mittelpunkt seines philosophischen Denkens gerückt hat, so tut es auch die Ethik mit dem Phänomen der Moral.

Gerade unter analytischer Rücksicht mag man bedauern, dass die Begriffe Moral und Ethik heute vielfach zu Synonymen geworden sind. Für die Anstrengung des Begriffs lohnt es sich jedenfalls, die Reflexion und deren Gegenstand auch begrifflich klar zu unterscheiden. Die Moral jedenfalls ist nicht zuerst eine Theorie, sondern der gelebte Ausdruck menschlicher Kreativität im Zusammenhang mit seinen Lebens- und Weltgestaltungsanstrengungen. In ihrer ursprünglichen Naivität ist sie unhinterfragbar. So, wie man das halt so sagt, so tut man es halt auch so. Mit der Muttermilch ist oder wird man in eine bestimmte Moral und Sprache hineingeboren, die aber als Ausdruck früherer Freiheitsgeschichten die Potenz des Andersseins immer schon mit transportiert. Uns wird nicht etwa ein steriles oder sterilisiertes Moralsystem überliefert, sondern ein Kreativität und Zukunftsträchtigkeit beinhaltendes Ganzes. Wie etwa in der biologischen Entwicklungsgeschichte des Menschen die Reproduktionsfähigkeit mit angelegt ist, so ist auch die grundsätzliche Moralfähigkeit Bestandteil jedes übermittelten Moralsystems, das diesen Namen verdient. Dass die organische Entwicklung des Menschen ebenso wie die seines Wissens Zeit braucht, ist gewusst. Dass nicht zuerst Unsicherheit und Irritation am Ursprung des Selbst- oder moralischen Bewusstseins stehen, sondern Evidenz und Selbstverständlichkeit, liegt auf der Hand. Irritation und Selbstreflexion setzen ja gerade einen festen Punkt voraus, an dem dann gerüttelt werden kann. Zumeist treten diese in der Begegnung mit anderen Personen oder Moralsystemen auf. Wenn die moralische Unsicherheit heute größer ist als vor vielen Jahrzehnten, dann dürfte dies als Indiz für das gleichzeitige Vorhandensein und Nebeneinander von verschiedensten Moralsystemen verstanden werden.

So wie die Erforschung der Grammatik der eigenen Sprache vor allem dann lebenspraktischen Sinn ergibt, wenn über diesen Weg Verständigung zwischen den Sprachen gesucht wird, so erfährt die Ethik einen großen Schub an Motivation und Plausibilität dort, wo verschiedene Moralsysteme unvermittelt nebeneinander existieren und

gleichzeitig gemeinsames Handeln erfordert ist. Auch diese spezifische Situation trifft ganz besonders für die Situation des Krankenhauses und der Sozialarbeit zu. Beide Felder eignen sich also hervorragend für das Studium moralischer Differenzen und sind auf ethische Vermittlung angewiesen – etwa in den klinischen Ethik-Komitees. Die geforderte hermeneutische - verstehende - Anstrengung des Ethikers gegenüber vorhandenen Moralsystemen setzt zuerst einmal die genaue Kenntnis seines ihn bewegenden Moralsystems voraus, weil es seinen Standpunkt mit beinhaltet. Bei seiner Analyse anderer Moralsysteme kann er wohl eine gesunde Distanz entwickeln, kann sich aber nie völlig nach der Manier von Münchhausen am eigenen Schopf selber tragen. Er bleibt seinem eigenen Moralsystem stets verhaftet. Diese Erkenntnis schwächt die Ethik als Wissenschaft nicht mehr als alle anderen Wissenschaften auch. Es handelt sich hier um das wissenschaftstheoretische Eingeständnis, dass es den absoluten Standpunkt für den Menschen nicht gibt. Er bleibt immer Teil selbst seiner eigenen Wissenschaft. Diese Ernüchterung will die Wissenschaft als absolutes Wissen entmythologisieren und macht sie hoffentlich auch für uns sympathisch und menschlich, weil sie eben auch nur von Menschen gemacht ist.

So, wie mehrsprachige Menschen sich besonders für Übersetzungsdienste eignen, so tun es wohl auch poly-moralische Menschen für die Aufgabenstellung der Ethik. Wer *die* Sprache nur als seine Sprache kennt, bzw. *die* Moral nur als seine eigene Moral, wird sich schwerer tun, Differenzen als besondere Herausforderungen für die Übersetzungen zu verstehen denn als Grenzen des Verständnisses selber. In die Begrifflichkeit von Inklusion und Exklusion übertragen, könnte das heißen, dass gerade an diesen Schnittstellen, an diesen Grenzen, das Potential neuer Verständigung und neuer Moral liegt. Nicht etwa das Esperanto oder das "ent-reicherte" Englisch der Globalisierung eignen sich für die grenzüberschreitende moralische Verständigung, sondern gerade die eigene Sprache, oder die Sprache, die man am besten beherrscht. Gerade sie enthält unter der Voraussetzung, dass alle Menschen gleich sind und aus derselben Vernunft Kraft schöpfen, wenn man sie dann ernst nimmt, auch noch die nicht gewählten Alternativen von gestern oder morgen. Jede partikuläre Moral kann als Bruchstück aller anderen Moralen verstanden werden. Wie das kleinste oder größte Bruchstück eines Spiegels die gesamte Wirklichkeit und das gesamte Licht einzufangen in der Lage sind, so kann auch das kleinste Moralsystem die gesamte Wirklichkeit noch einfangen und prägen.

Wenn die andere, die fremde Moral auch unsere Moral sein könnte, weil sie aus demselben "Ur-Material" gemacht ist, dann versteht man umso besser, warum sie Angst macht und Widerstände hervorruft. Sie hält uns sozusagen einen Spiegel vor, in dem wir unsere Freiheit

wiedererkennen als die andere Möglichkeit, die wir gerade damals oder heute nicht gewählt haben. Dass wir uns diesbezüglich abgrenzen, wenn wir unsere eigene Entscheidung nicht wieder neu aufrollen wollen, ist verständlich. Wir können ja nicht gleichzeitig etwa für und gegen die Euthanasie im selben Fall sein. Moralisch kommen wir ja auch nicht umhin, uns zu situieren und eben das eine falsch und sein Gegenteil als richtig zu erkennen und darzustellen. Dass wir unsere Meinung in der Lage sind zu ändern, stört in diesem Zusammenhang nicht. Überall, wo wir handlungspragmatisch die vorgefundene Situation nur dadurch lösen können, dass wir sie "ent-scheiden", stehen wir vor dieser absoluten Alternative unserer Selbstverwirklichung. Wir entscheiden, handeln und schreiben unsere Lebensgeschichte fort, die nun ihrerseits wieder ihre Spuren hinter uns legt.

Wie steht es nun aber um die Toleranz als Bestandteil unseres eigenen Moralsystems gegenüber anderen? Versteht man die Toleranz als Rahmenbedingung jeder Moral und somit als der normative Ausdruck für die Gleichheit der Menschen, erheben sich aus ethischer Sicht keine Bedenken. Wird die Toleranz aber zum Prinzip der eigenen Moral erhoben, zerstört sie den eigenen moralischen Standpunkt selber, und erweist sich als eine die eigene Moral zersetzende Norm. Ich wiederhole mich, um nicht missverstanden zu werden: Die Toleranz als Voraussetzung oder Rahmenbedingung jeder Moral – und sei sie noch so verschieden – drückt formal nichts anderes aus, als das, was man unter der goldenen Regel oder dem Gebot der Nächstenliebe versteht. Der Andere als Fremder wird in seiner Verschiedenheit als Gleicher anerkannt, und sei es nur, weil ich mir für meine Situation dasselbe wünsche. Diese egozentrische Variante einer jeden Moralbegründung macht noch einmal deutlich, dass der Anker der eigenen Moralfähigkeit bei mir selber liegt. Ich erkenne diesen Anker wohl erst im Angesicht des Anderen, aber eben als meinen eigenen Anker, von dessen Standort aus ich mich orientiere.

Die fremde, die andere Moral, die mir in anderen Personen und Institutionen entgegentritt, kann zu einem Einsatzzeichen für meine Freiheit als Moral-Produzentin werden. So wie Kinder ihre Moral aus dem Antlitz ihrer Eltern entnehmen, so verändern verliebte Personen ihre moralischen Überzeugungen gegenseitig. Dort, wo der Fremde, der Andere keine Angst mehr macht, weil gerade die Liebe diese in der Lage ist zu überwinden, geht der Einzelne das Wagnis der Freiheit noch einmal ein. Er versucht und testet sich selber im neuen Umfeld, weil er dem anderen traut. Gerade deshalb dürfte die Freundschaft zu den guten Bedingungen für moralische Fort- und Weiterentwicklung zählen. Sie lässt Offenheit, Transzendenz und Ungewissheit zu, ohne den anderen oder sich selbst aus dem Gleichgewicht zu bringen. In der Freundschaft zwischen Menschen erkenne ich mich selber – und dies trifft reziprok in echter Freundschaft für alle Beteiligten zu – als der, der ich in

Wahrheit bin, als Geheimnis Mensch, in dem auch noch Raum und Zeit für das Gegenteil ist. In mir fallen die Gegensätze im Sinne einer "coincidentia oppositorum" zusammen, wenn ich bei mir, bei Gott, in der Freundschaft zur Ruhe komme, und mir sozusagen die ganze Welt mit all ihren Möglichkeiten noch einmal zu Füßen liegt. Diese glücklichen und einsamen Erlebnisse sind auch in ihrer Seltenheit ein beredtes Zeugnis für die grundsätzliche Weltoffenheit.

In concreto kommt der Mensch nicht um Handlungen und Entscheidungen herum, und hinterlässt somit notwendigerweise in seiner Kontingenz Grenzen, die zu Inklusion und Exklusion einladen.

So wie er diese Grenzen in Freundschaft überwinden kann, so kann er sie auch in denkerischer Anstrengung mittels der Ethik angehen. Dort, wo die notwendigen Unterscheidungslinien für Inklusion und Exklusion als *vorläufige* Grenzziehungen erkannt werden, verliert die jeweilige Moral ihren Exklusivitäts- oder universellen Anspruch. An ihrer *eigenen* Grenze muss sie nicht Halt machen, sondern kann die sie produzierende Freiheit neu artikulieren, im Angesicht einer neuen Situation oder einer anderen Person. Dabei verliert sie sich von ihrer Mitte her keineswegs, sondern entwickelt sich weiter.

Gerade bei diesen Weiterentwicklungsversuchen, kann die Ethik eine wichtige mütterliche Funktion leisten. Sie hilft dem Einzelnen und ganzen Gesellschaften, die notwendige Partikularität immer wieder aufzubrechen, ohne dabei die Identität der Handlungsträger aufs Spiel zu setzen, weil es ja darum geht, ihre eigene Moral so weiterzuentwickeln, dass sie nicht an dem Gleichheitsgebot zwischen Menschen zerschellt. So entstehen zwar auch wieder neue Grenzen und Ein- und Ausschlussmechanismen, aber eben andere, und zeigen somit auf die *Vorläufigkeit* und das *Ziel* der Moral selber hin. Die Moral soll nicht nur das eigene Leben und das Zusammenleben gestalten, sondern zum Glück, zum Heil der Menschen beitragen. Dort, wo sie diesem Ziel dient, wird sie ihre notwendigen Grenzen öffnen und anderen Menschen Zugang zum eigenen Leben gewähren.

Hier wird deutlich, dass gerade Einrichtungen, in denen Menschen mit ihren verschiedenen moralischen Überzeugungen und Vorstellungen zusammen arbeiten müssen, gut daran tun, eine eigene gemeinsame Moral vorzuschlagen, um so das gemeinsame moralische Schaffen in der Zusammenarbeit zu entlasten. Eine korporative Moral, wie sie das Christentum oder andere Religionen und Weltanschauungen kennen, könnte hier Pate stehen und deutlich machen, dass die korporative Moral den einzelnen frei lässt, in seinem Gewissen auch gegen diese Moral zu verstoßen.

Die Ohnmacht der Moral und letztlich wohl auch der Ethik liegt im notwendigen Hervorbringen ihrer eigenen Grenze. Da der Mensch, um handlungsfähig zu sein und zu bleiben, sich die Welt nach richtig und falsch, gut und böse aufteilen muss, schafft er damit Grenzen, die Anlass zu Inklusion und Exklusion anderer Menschen werden, und somit selber das Risiko der Verletzung des die Moral stiftenden Gleichheitsgrundsatzes werden. Diese der Moral eingestiftete Ohnmacht ist zugleich ihre Schwäche und Stärke. Als Schwachstelle dargestellt, wird man die Vorläufigkeit und Vergänglichkeit konkreter moralischer Normen und Regeln ins Feld führen. Als Stärke wird man den Akzent auf die grundsätzliche Moralfähigkeit des Menschen legen, dem es immer wieder gelingt, neue, für seine Situation angepasste moralische Systeme zu entwerfen und zu leben. Damit deutet sich an, dass die Triebfeder der Moral außerhalb ihres eigenen Systems liegt. Wir werden von der Moral und der Ethik wieder zurückverwiesen auf den Menschen, auf die Person.

### **3. Eine trinitarische Auslegung der Moralfähigkeit des Menschen**

Gerade das Christentum hat sich in seiner Theologiegeschichte ganz bewusst mit der Frage um Grenzen und Ausgrenzung auseinandergesetzt. In der Christologie galt es Jesus den Christus sowohl in seinem Menschsein als auch in seinem Gottsein so ernstzunehmen, dass keine der beiden Naturen zugunsten der anderen geopfert wurde. Ebenso galt es, die beiden Naturen nicht unvermittelt nebeneinander stehen zu lassen. Die philosophischen Anstrengungen die hinsichtlich dieser Glaubensfrage unternommen wurden, gehören zu den großartigen Leistungen der Denkgeschichte überhaupt. Hier ging es darum, Einheit und Differenz kongruent und zusammenhängend zu denken. Dieselbe Anstrengung des Denkens treffen wir bei der christlichen Dreifaltigkeitslehre an. Ein Gott in drei Personen steht für die Einheit und gleichzeitige Verschiedenheit des Gottes Abrahams und Isaaks. Im folgenden möchte ich dieses christliche Gedankengut für eine Ethik der *Inklusion von Grenzen und Verschiedenheit* bei gleichzeitigem Widerstand gegen die *Exklusion von Personen und Relationen* untersuchen.

Wie bereits ausgeführt kommt keine Moral um exklusive Normen herum, die zwischen falsch und richtig, böse und gut unterscheiden. Dabei zieht jede Moral in ihrer ohnmächtigen Bemächtigung der Welt des Sittlichen eine scharfe Trennungslinie zwischen gegensätzlichen Handlungsalternativen und -weisen. Wer lügt, tut das Falsche; und wer die Wahrheit sagt, das Richtige. Mittels dieser einfachen Regel wird die Komplexität um das Sprechen der Wahrheit auf zwei Extremfälle reduziert. Tue das eine und lasse das andere, lautet dann die normative Anleitung für das Leben. Um sich im Ozean der Möglichkeiten menschlichen

Handelns nicht zu verlieren, werden die Ufer des guten und richtigen Handelns mit klaren Leuchttürmen ausgestattet, an denen der moralisch richtig handelnd wollende Mensch sich orientieren soll. Auch die gegensätzlichsten Moralen kommen um dieses dualistische Schema nicht herum, ist doch der Unterschied zwischen richtig und falsch, gut und böse konstitutiv gleich für welche Moral auch immer. Wer nun mehr oder weniger bewusst in eine bestimmte Moral *eingeführt* wird, muss zuerst einmal die harten Grenzen von Richtig und Falsch im entsprechenden Moralsystem (kennen-)lernen. Etwaige Differenzierungen und Nuancierungen kommen erst in einer zweiten oder dritten Lernphase dazu. Angesichts einer mir fremden oder mir angeeigneten Demarkationslinie zwischen richtig und falsch situiere ich mich mit meinem Handeln auf der einen oder anderen Seite. Da nun das Richtige positiv bewertet ist und das Falsche negativ, das erste als erstrebenswertes Ziel des Handelns gilt, und letzteres als zu vermeidendes Übel, situiere ich mich mit meinem Handeln eindeutig in einer der beiden Sphären. Dort, wo eine fremde Moral über mich bestimmt, falle ich bei Fehlverhalten unter deren Sanktionen. Aber auch in meiner eigenen Moral wirft das falsche Handeln seinen Schatten auf mich und meine Ideale. Es kann eben nicht beides gleichzeitig richtig sein, mein Ideal und mein konkretes Handeln, wenn dieses dem Ideal widerspricht. Inklusion und Exklusion werden hier als Muster für moralisch richtiges bzw. moralisch falsches Handeln gelernt. Was als durchaus hilfreich für die eigene Orientierung und Erziehung angesehen werden kann, erweist sich dort als Verstoß gegen die Moral produzierende Fähigkeit des Menschen selber, wo die konträre aber gleich gut begründete moralische Position eines anderen als unmoralisch abgetan wird, weil sie meiner ethnozentrischen Sicht der Dinge nicht entspricht. Hier wird die Gleichheit mit Füßen getreten. Hier wird eine, nämlich meine, Moral verabsolutiert.

Darf es aber einen moralischen Pluralismus überhaupt geben? Wie kann die Toleranz unter Achtung der Gleichwertigkeit aller Beteiligten zu einer Rahmenbedingung werden, welche die eigene Position bei gleichzeitiger Achtung der gegnerischen Position befürwortet und stärkt? Wenn ich Abstand nehme und nehmen muss von einer absoluten Moral, ohne dabei gleichzeitig einem totalen Relativismus zu verfallen, bietet das Dreifaltigkeitsmodell einige interessante Pisten an. So wie die christliche Gotteslehre nicht am Bösen zerschellt, sondern dieses als Teil der Kreation integriert, so zerbricht sie auch nicht an der Verschiedenheit der einen Wahrheit. Im Gebet etwa gilt Gott dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist gleiche Ehre und Anbetung. Und dennoch beten wir keine drei verschiedene Götter an. Der Gott der Philosophen als Chiffre für das Absolute wird abgelöst von einem Gott, der aus Beziehungen besteht und lebt. Als Hypostase oder Person tritt er, der Eine, in Erscheinung und Relation zur Welt. Das, was im Schöpfungsbericht als Kreation begonnen hat, geht als

"creatio continua" über die Zeiten hinweg weiter und wird voll des Heiligen Geistes in der Nachfolge Christi von Menschenhand weitergeführt. Hier wird sogar die Exklusive zwischen Gott und dem Menschen aufgebrochen und als Inklusion verstanden. Der eine und der andere schaffen. Gott behauptet sich nicht gegen den Menschen, sondern mit ihm für die Welt und das Heil.

Auf die Frage der Ethik angewandt erweist sich das Modell der Dreifaltigkeit als hilfreiches Interpretament für eine Moral jenseits von Absolutismus und Relativismus. In der Tat, der Gott der Philosophen, der als Chiffre für den letzten absoluten Schlussstein des menschlichen Denkgewölbes steht, offenbart sich seinem Volk als Beziehung, als Relation. Als Ursprung alles Geschaffenen fängt er alle Relativität noch einmal in sich selber ein. Jeder noch so relative Bezug zum Guten darf als reale Möglichkeit gewertet werden, das Gute konkret zu verwirklichen. Wie der schöpferischen Kraft Gottes keine Grenzen gesetzt sind, so auch nicht der Verwirklichung des Guten. Und so verschlungen die Wege Gottes in der Geschichte des Menschen auch sein mögen, so verschlungen können es auch die Wege der Verwirklichung des Guten sein.

Dort, wo das Gute bzw. das Glück des Menschen angestrebt wird, bricht die Moral als schöpferische und gestalterische Kraft in die Welt der Möglichkeiten hinein. Die moralisch geleitete Schaffenskraft des Menschen kann Neues schaffen, Bestehendes neu ordnen und gestalten, und sich somit als kreative Kraft in dem Chaos der Welt behaupten. Die schöpferische Kraft der Moral schafft, ähnlich wie Gottes Schöpfung, kreatürlich Vorläufiges. Geschaffen werden neue Ausgangspunkte für das nächste und übernächste Handeln. Die schöpferische Leistung der Moral schreibt sich theologisch gesprochen ein in die Schöpfungsgeschichte Gottes.

So wie Gott, sein Bild und seine Geschichte darunter leiden, nicht einfachhin nur das Gute geschaffen zu haben, sondern um des Guten willen auch das Böse zulassen zu müssen, gelingt es auch dem moralischen Handeln des Menschen nicht, nur das Gute zu verwirklichen. Die Schatten des Bösen gehören in der kreatürlichen Welt unabdingbar zur Schöpfung selber dazu. Vielleicht liegt sogar in der Klammer dieses Dualismus die Spannung, die den Pfeil der Geschichte erst in Bewegung zu setzen vermag? Der Mensch und seine Geschichte entspringen im "Inter-esse" einer immer wieder neu zu schaffenden Welt. Keine Schöpfung ist als einmaliger Akt zu verstehen; sie bedarf der Weiterführung und –entwicklung.

In der jüdisch-christlichen Theologie bleibt Gott nicht einsam und verborgen hinter seiner Schöpfung stehen, sondern er bringt sich in der Schöpfung, durch die Propheten, in der

Weisheit und letztendlich durch Jesus Christus wirkmächtig in den weiteren Verlauf seiner Schöpfung ein. Der Schlussstein ruht nicht einfach, sondern hält seine Schöpfung im Sinne einer "creatio continua" in Bewegung. Als höchsten Ausdruck seines Mitmischens auf der Erde und unter den Menschen gilt die Menschwerdung seines Sohnes. Allen Kassandrarufern zum Trotz gelingt es Jesus, in einer von Sünde, Korruption und Unheil befallenen Welt nicht nur Heil und Reich Gottes zu verkünden, sondern es wirkmächtig umzusetzen. Er schiebt allem Kultur- und Religionspessimismus einen entschiedenen Riegel vor. Die Kraft aus der heraus er handelt, ist die eines Menschen und eines Gottes zugleich. Er heilt und vergibt Sünden.

Seine Art der Durchsetzung des Guten hat Modellcharakter – zumindest für seine Nachfolger, die Christen. Er überspringt oder übergeht das Böse nicht, sondern bekämpft es mit all seinen Kräften. Dem Guten schafft er neue Ausgangspunkte. Dabei verzichtet er bewusst darauf, Verbindungen zwischen Gut und Böse herzustellen. Sein Blick ist nach vorne gerichtet, auf eine neue Welt, das Reich Gottes. Auch frühere Verfestigungen des Guten in Form von Normen und Gesetzen halten ihn nicht zurück, weiter nach vorne, weiter nach dem Guten zu streben.

Zusammen mit seinem Vater hinterlässt er als Erbe, nachdem Gott in ihm den Tod zerschlagen hat, seinen Geist, damit sein Werk, das Werk seines Vaters, in und mit den Menschen der Zukunft weitergehen kann. Dieses Erbe einer neuen Schöpfung treten nicht nur die Christen, sondern alle Menschen, die guten Willens sind, an. Den Christen und ihren Kirchen kommt hierbei eine Vorbildfunktion zu, die zum Instrument (LG) einer besseren Welt gebraucht werden darf. Der Geist weht wohin er will (Apg).

Was nun aber geben diese theologischen Konzepte her für eine christlich inspirierte Moral, oder eine Ethik im christlichen Kontext? Leitendes Interesse unserer Überlegungen war es, die Theologie mit ihren philosophischen Beratern daraufhin abzufragen, ob diese in der Lage seien, Brücken zwischen Inklusion und Exklusion zu schlagen um somit der Moral Wege aus der eigenen Falle aufzuzeigen. Denn in der Tat: wie kann es einer per definitionem ausgrenzenden Moral gelingen, nicht gegen das sie selber begründende Gleichheits- oder besser Gleichwertigkeitsgebot aller Menschen zu verstoßen? Auf diese Fragestellung bietet die Theologie in der Tat eine erfrischende Anzahl von Antworten und Ansätzen.

Schöpfungstheologisch angegangen, wird die Problemlage so entzerrt, dass Gott selber an den Anfang jedes einzelnen Menschen als dessen Schöpfer (und Erlöser) gestellt wird. Damit wird die fundamentale Gleichheit der Menschen Gott gegenüber situiert. Er ist oder wird zum "tertium comparationis" für diese Gleichheit in Würde und Menschsein. Diese

denkerische Figur erlaubt es, Würde und Menschsein transzendent zu verstehen und eben nicht als definierbaren Maßstab. Die Menschen brauchen und sollen sich vor Gott nicht anstrengen, ihre Gleichheit festzulegen. Jeder bleibt jedem grundsätzlich entzogen, und dennoch quer durch alle Differenzen hindurch gleich. Die Gott-Ebenbildlichkeit bezieht sich auf jeden einzelnen Menschen und nicht auf eine bestimmte festgelegte Art oder Norm des Menschseins. Die Größe Gottes spiegelt sich im Zulassen des sogenannten Sündenfalls noch einmal wider. Auch der sündige Mensch bleibt Ebenbild Gottes. Um alle möglichen Zweifel hinsichtlich dieser grundsätzlichen Gleichheit aus der Welt zu räumen, wird die Schöpfung und der geschaffene Mensch soteriologisch in und durch Gottes Sohn Jesus Christus erlöst. Ja, meine sehr verehrten Damen und Herren, Gottes Schöpfungswerk und das Heilswerk Jesu Christi sind in christlichem Verständnis der überzeugte Ausdruck dafür, dass Gott *alle* Menschen und eben nicht nur das auserwählte Volk erschaffen hat, und Jesus Christus *alle* Menschen und eben nicht nur die Christen erlöst hat. Wir müssen uns damit abfinden, dass die unüberwindbare eingestiftete Differenz zwischen Gott und den Menschen die Menschen selber vor der Definition ihrer Gleichheit rettet – oder, im säkularisierten Sprachgebrauch - bewahrt.

So wie Gott wird der einzelne Mensch - als Person oder in der Gemeinschaft - zum Schöpfer von neuen Differenzen und damit zu neuem Exklusionspotential. Die einzige ihm auferlegte Grenze ist die, sein zu wollen wie Gott selber. Er muss als Mensch das Anderssein aushalten und darf sein Menschsein nicht zur Grenze für das Menschsein anderer machen. Kant hat dies so verstanden und auszudrücken gewusst: "Kein Mensch darf einen anderen Menschen zum Mittel machen; jeder Mensch ist Zweck an sich"; so sie philosophische deutsche Formulierung der Gleichheit und Einsamkeit aller Menschen. Personen bleiben einander grundsätzlich fremd; sie zu vereinnahmen oder zu knechten widerspricht dem Sinn ihrer selbst, Gottes Schöpfung und Christi Erlösung.

Vor diesem Hintergrund bekommen die Normen als Ausdruck des moralischen Schaffens des Menschen eine neue Bedeutung. Sie werden zum vorläufigen Ausdruck für das geglückte Leben des Menschen. Geglücktes Leben heißt, unter den Bedingungen der Schöpfung, Welt und Leben so zu gestalten und schaffen, dass sie offen bleiben für die Zukunft, und das heißt für weitere Differenzen. Jede abschließende Wahrheit, Norm oder Moral ist der profane Ausdruck für die Gotteslästerung. Hier setzt ein Mensch sich gleich mit Gott und verstößt nicht nur gegen ein Gottesgebot, sondern auch gegen die grundsätzliche Gleichheit unter den Menschen.

Wo liegt nun aber der Erkenntnisfortschritt, wenn gesagt werden kann, moralische Normen seien zwar grenzziehend, aber eben nur vorläufig grenzziehend? Sicher, die Vorläufigkeit steht für Bescheidenheit und Selbstbescheidung. Sie akzeptiert Sein und Zeit als gestaltbare Elemente, die der Verfügbarkeit des Menschen letztlich jedoch entzogen sind: der Mensch bleibt endlich und beschränkt, was immer er auch an moralischen Vorschlägen und Verbesserungen in die Welt einbringen mag. Er kann sich und die Welt nicht selbst retten, also am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. Er bleibt auf Gott, auf den anderen hin offen, und diese Offenheit bezahlt er mit seinem endlichen Leben.

Damit verweist die Moral letztlich auf das Glück des Menschen, das sie selber nicht ist und nicht sein kann. Und vielleicht liegt gerade hier der Schlüssel zur Überwindung mancher Exklusionen. Im Angesicht anderer Personen können sie umschlagen und zum Anlass neuer Inklusionen werden, oder wie Paul Ricoeur es fasst: zur "hospitalité des convictions". Aber auch hier wiederholt sich die tragische und ohnmächtige Anstrengung jedes Moral schaffenden Handelns: Indem es eingrenzt, grenzt es aus. Es gibt keine Innenansicht ohne Außenansicht. Die Auflösbarkeit der Grenzen bleibt selber vorläufig und kontingent. Daran zu verzweifeln hieße am Menschsein selber zu verzweifeln.

Wir nähern uns hier noch einmal dem personalen Aspekt der Differenz und der Ausgrenzung. Dort, wo die Welt der Gegenstände durch das moralische Schaffen geordnet und gestaltet wird, werden anderen Personen durch das eigene moralische Schaffen zwar Grenzen gesetzt, doch werden diese als Personen nicht ausgeschlossen. Personen und Heilsgeschichte, so heissen die Ausstiegsmöglichkeiten aus der diskriminierenden Logik von Inklusion und Exklusion.

#### **4. Abschließende Bemerkungen**

Die Moral als Kulturleistung des Menschen findet ihren Ursprung in der schöpferischen Gestaltungskraft des Menschen. Damit sind der Moral als Vermögen und als Gestalt dieselben intrinsischen Grenzen gesetzt wie dem Menschen selber. Dort, wo sie als Instrument der Humanisierung und der Gleichberechtigung verstanden und eingesetzt wird, dient sie Mensch und Person. Als Geschöpf und Krone der Schöpfung zugleich entwirft der menschliche Mensch endliche Normen für sich und seinesgleichen.

Wer den Mut hat, konkret ausformulierte Normen sowohl als Ausdruck der grundsätzlichen Moralfähigkeit des Menschen als auch seiner Begrenztheit zu verstehen, wird den Menschen so schätzen lernen wie er ist: als endliche Krone der Schöpfung. Als abstrakte und

denkerische Größen stehen die Moral und der Mensch für das Höchste und Größte was Menschen hervorbringen können. Und da keine einzelne Norm und kein einzelner Mensch die ganze Moral bzw. den ganzen Menschen je einfangen und verwirklichen können, bleibt der Einzelne grundsätzlich hinter dem allgemeinen Ideal und Möglichen zurück. Dort, wo eine konkrete Moral konkrete Personen ausgrenzt, muss sie sowohl vom Anspruch der Moral als auch vom Anspruch der Person neu gedacht und überarbeitet werden. Die Universalisierungsprobe für jede einzelne konkrete moralische Norm steht für diese Grenze ein. Es mag demnach gutes und schlechtes Verhalten, richtiges und falsches Handeln geben, aber eben keine vollkommen guten oder vollkommen schlechte Menschen. Die Moral, die der Mensch macht, regelt zwar das Zusammenleben und das Leben überhaupt, ersetzt dieses aber nicht. Wer an den Menschen glaubt, tut gut daran, gleichzeitig an dessen Vergänglichkeit und Größe zu denken. Wer an die Moral glaubt, tut genauso gut daran, die geschaffene Moral nicht mit ihrem schöpferischen Potenzial zu verwechseln.

Dort, wo die geschaffene Moral nicht von ihren Wurzeln abgeschnitten wird, sondern weiter von diesen her lebt, bleibt sie menschen- und personenfreundlich, ja sie wird zur normativen Erinnerung an den *Sinn selber der Moral*. Diese Beweglichkeit der konkreten Moral ist kein Ausdruck von Schwäche oder Moralverfall, sondern gerade umgekehrt der Ausdruck potentieller Moralgenese, die ihre Grenze in der Person findet und überwindet. Der heilige Augustinus hat diesen komplexen Sachverhalt auf die einfache Formel gebracht: "Liebe, und dann tu, was du willst" (Expos. ep. ad Gal 57 und In ep. Io. tr. 7, 8).

Erny Gillen

Freiburg, am 20. Juli 2001